

Madame Edwarda

Vorwort

Der Tod ist das Furchtbarste,
und das Tote festzuhalten das,
was die größte Kraft erfordert.

Hegel

Der Autor* von *Madame Edwarda* hat selbst auf den Ernst seines Buches hingewiesen. Doch angesichts der üblichen Leichtfertigkeit, mit der man Texte zu behandeln pflegt, deren Thema die Sexualität ist, scheint es mir richtig, darauf zu beharren. Nicht daß ich die Hoffnung – oder die Absicht – hätte, in dieser Hinsicht etwas zu ändern. Allerdings möchte ich den Leser meines Vorwortes bitten, einen kurzen Moment über die traditionelle Einstellung zur Lust (die im Spiel der Geschlechter ihre wildeste Intensität erreicht) und zum Schmerz (den der Tod zwar stillt, vorher aber auf das Heftigste steigert) nachzudenken. Ein ganzer Komplex von Voraussetzungen hat uns dazu geführt, daß wir uns vom Menschen (von der Menschheit) ein Bild machen, das von der äußersten Lust und vom äußersten Schmerz gleich weit entfernt ist: von jeher betrafen die meisten Verbote einerseits das Sexualleben und andererseits den Tod, so daß beide Bereiche als sakral, als der Religion zugehörig empfunden wurden. Das Schlimmste trat ein, als es dahin kam, daß man allein noch die Verbote, die mit den Umständen des Sterbens des Menschen zusammenhängen, für ernst nahm, während man jene, welche die Umstände seiner Zeugung betrafen – die ganze geschlechtliche Aktivität –, immer leichter zu nehmen begann. Ich denke nicht daran, gegen die profunde Tendenz der großen Zahl zu protestieren: sie ist Ausdruck des Schicksals, das es wollte, daß der Mensch über seine Fortpflanzungsorgane lacht. Aber dieses Lachen, das den Gegensatz von Lust und Schmerz betont (Schmerz und Tod sind ehrfurchtgebietend, während die Lust lächerlich, verächtlich ist), enthüllt auch ihre tiefe Verwandtschaft. Das Lachen ist nicht mehr ehrfurchtsvoll – es ist Zeichen des Schreckens. Das Lachen ist Ausdruck der Kompromißhaltung, die der Mensch gegenüber dem einnimmt, was ihn abstößt, wenn dieses ihm nicht mehr ernst erscheint. So bedeutet der ernst, der tragisch genommene Erotismus eine völlige Umkehr unserer Vorstellungen.

* Siehe die Anmerkung auf Seite 234

Ich möchte zunächst deutlich machen, wie fruchtlos jene banalen Versicherungen sind, denen zufolge das sexuelle Verbot ein Vorurteil ist, von dem es Zeit wird, sich zu befreien. Die Scham, die Schamhaftigkeit, die das starke Lustgefühl begleiten, wären danach nur Zeichen mangelnder Intelligenz. Ebenso gut kann man sagen, wir müßten reinen Tisch machen und zur Stufe der Tierheit zurückkehren, zum gegenseitigen Verschlingen und zur Gleichgültigkeit gegenüber Unrat und Schmutz. Als ginge nicht die gesamte Menschheit aus den großen und gewaltigen Regungen des Schreckens und der ihm folgenden Anziehung hervor, die mit Sensibilität und Intelligenz verbunden sind. Wir wollen nicht etwa versuchen, dem von der Schamlosigkeit provozierten Gelächter entgegenzutreten, aber wir möchten – zum Teil – auf eine Haltung zurückkommen, die das Lachen erst ermöglicht hat.

Ist es doch das Lachen, das eine Art entehrender Verdammung rechtfertigt. Das Gelächter führt uns auf jenen Weg, wo das Prinzip eines Verbotes, das Prinzip notwendigen, unvermeidlichen Anstands sich in verständnislose Heuchelei verwandelt, in ein Unverständnis dessen, was auf dem Spiele steht. Die vom Spott begleitete, äußerste Zügellosigkeit geht Hand in Hand mit der Weigerung, die Wahrheit der Erotik ernst – ich meine: *tragisch* – zu nehmen.

Das Vorwort zu diesem kleinen Buch, in dem ohne Umschweife dargestellt wird, wie die Erotik das Bewußtsein aufzureißen vermag, bietet mir die Gelegenheit zu einem leidenschaftlichen Appell. Nicht daß es mich überraschte, daß der Geist sich von selbst abwendet, sich sozusagen den Rücken kehrt und in seinem Eigensinn zur Karikatur seiner Wahrheit wird. Wenn die Menschen die Lüge brauchen, so ist das schließlich ihre Sache! Der Mensch, der vielleicht seinen Stolz besitzt, geht in der menschlichen Masse unter . . . Aber sei's drum: ich werde nie die Heftigkeit und das Staunen vergessen, das mit dem Willen verbunden ist, die Augen zu öffnen, um *dem, was geschieht, dem, was ist*, ins Gesicht zu sehen. Und ich wüßte *das, was geschieht*, nie zu erkennen, wüßte ich nichts von der äußersten Lust, wüßte ich nichts vom äußersten Schmerz!

Verstehen wir uns richtig. Pierre Angélique sagt ausdrücklich: Wir wissen nichts, und wir befinden uns auf dem Grund der Nacht. Aber zumindest können wir sehen, was uns täuscht, was uns davon abhält, unser Elend zu erkennen, oder besser: zu erkennen, daß die Freude das gleiche ist wie der Schmerz, das gleiche wie der Tod.

Jenes große Lachen aber, das der zügellose Spott hervorruft, lenkt uns eben von der Identität der äußersten Lust und des äußersten Schmerzes ab: die Identität des Seins und des Todes, des Wissens, das sich in dieser leuchtenden Perspektive und der endgültigen Finsternis vollendet. Über diese Wahrheit können wir am Ende sicherlich lachen, doch

diesmal mit einem vollständigen Lachen, das nicht haltmacht bei der Verachtung für das, was abstoßend sein kann, wo der Abscheu uns versinken läßt.

Um bis ans Ende der Ekstase zu gehen, wo wir uns im Sinnengenuß verlieren, müssen wir ihm immer die unmittelbare Grenze ziehen: diese Grenze ist der Schrecken. Nicht allein der Schmerz, der Schmerz anderer oder mein eigener, vermag mich dem Augenblick näherzubringen, da der Schrecken mich erfaßt und in mir den ins Delirium übergehenden Freudenzustand erzeugt. Es gibt nicht eine einzige Art von Widerwillen, in der ich nicht eine Affinität zum Verlangen erkenne. Der Schrecken vermischt sich zwar nie mit der Anziehung: aber wenn er sie nicht aufhalten, sie nicht zerstören kann, *verstärkt der Schrecken die Anziehung*. Die Gefahr lähmt, aber wenn sie weniger bedrohlich ist, kann sie das Verlangen erregen. Wir erreichen die Ekstase nicht, wenn wir nicht – und sei es nur in der Ferne – den Tod, die Vernichtung vor uns sehen.

Ein Mensch unterscheidet sich vom Tier dadurch, daß ihm bestimmte Empfindungen verwunden und im Innersten treffen. Diese Empfindungen sind bei jedem Individuum verschieden und richten sich nach den Lebensgewohnheiten. Doch der Anblick von Blut, der Geruch von Erbrochenem erwecken in uns den Schrecken des Todes und versetzen uns manchmal in einen Zustand von Ekel, der uns grausamer trifft als der Schmerz. Wir ertragen diese mit dem äußersten Schwindelgefühl verbundenen Empfindungen nicht. Manche ziehen den Tod der Berührung mit einer Schlange vor – selbst wenn sie harmlos ist. Es gibt einen Bereich, in dem der Tod nicht das bloße Verschwinden bedeutet, sondern jenen unerträglichen Aufruhr, in dem wir *gegen unseren Willen* verschwinden, während wir *um jeden Preis* nicht verschwinden sollten. Gerade dieses *um jeden Preis*, dieses *gegen unseren Willen* zeichnet den Augenblick der äußersten Lust und der nicht benennbaren, aber wunderbaren Ekstase aus. Wenn es nichts gäbe, das uns überschreitet, das *um keinen Preis* eintreten dürfte, erreichten wir nie den Augenblick, in dem wir *von Sinnen* sind, den wir mit allen unseren Kräften anstreben und gegen den wir uns zugleich mit allen Kräften wehren.

Die Lust wäre verächtlich, wenn es nicht ein überwältigendes Überschreiten wäre, das nicht nur der sexuellen Ekstase vorbehalten ist. Die Mystiker haben es in der gleichen Weise erfahren. Das Sein wird uns gegeben in einem unerträglichen Überschreiten des Seins, das nicht weniger unerträglich ist als der Tod. Und da das Sein uns im Tod zur gleichen Zeit, da es uns geschenkt, auch wieder genommen wird, müssen wir es im Erleben des Todes suchen, in jenen unerträglichen Mo-

menten, in denen wir zu sterben glauben, weil das Sein in uns nur noch Exzeß ist, wenn die Fülle des Schreckens und die der Freude zusammenfallen.

Selbst das Denken (die Reflexion) vollendet sich in uns nur im Exzeß. Was bedeutet Wahrheit außerhalb der Vorstellung des Exzesses, wenn wir nicht das sehen, was über die Möglichkeit des Sehens hinausgeht, das zu sehen unerträglich ist, wie in der Ekstase der Genuß unerträglich ist? Wenn wir das nicht zu denken vermögen, was die Möglichkeit, zu denken, übersteigt . . . ?¹

Am Ausgang dieser leidenschaftlichen Reflexion, die sich in einem Schrei selbst vernichtet, die sich selbst nicht ertragen kann und in ihrer Unduldsamkeit versinkt, finden wir Gott wieder. Das ist der Sinn, das ist die Ungeheuerlichkeit dieses kleinen, von Sinnen geratenen Buches: die Erzählung bringt, in der Fülle seiner Attribute, Gott selber ins Spiel; und nichtsdestoweniger ist dieser Gott eine öffentliche Dirne wie jede andere. Aber was die Mystik nicht zu sagen vermochte (denn in diesem Augenblick verlor sie das Bewußtsein), sagt der Erotismus: Gott ist nichts, wenn er nicht das Überschreiten Gottes nach allen Seiten ist, in Richtung des banalen Seins, des Entsetzens und der Unreinheit, und schließlich in der des Nichts . . . Wir können der Sprache nicht ungestraft das Wort, das die Wörter überschreitet, hinzufügen: das Wort Gott. In dem Augenblick, da wir es tun, zerstört dieses Wort, indem es über sich selbst hinauswächst, in schwindelerregender Weise seine Grenzen. Das heißt, es schreckt vor nichts zurück. Es ist überall dort, wo man es unmöglich erwarten kann: es ist selbst eine *Ungeheuerlichkeit*. Wer immer die geringste Ahnung davon hat, verstummt augenblicklich. Oder den Ausgang suchend und wissend, daß er in ein offenes Messer rennen wird, beginnt er ihn in dem zu suchen, was ihn vernichten und so Gott ähnlich machen kann – ähnlich dem Nichts.²

Auf diesem unbeschreibbaren Weg, auf den uns das anstößigste aller Bücher geführt hat, gibt es vielleicht doch noch einige Entdeckungen zu machen.

Zum Beispiel, ganz zufällig, die des Glücks . . .

Die Lust ließe sich genau in der Perspektive des Todes finden (derart ist sie durch die Erscheinung ihres Gegenteils, der Traurigkeit, maskiert). Ich bin keineswegs geneigt, die Wollust für das Wesentliche auf dieser Welt zu halten. Der Mensch ist nicht auf das Organ der Lust beschränkt. Aber dieses Organ, das man nicht eingestehen kann, lehrt ihm sein Geheimnis.³ Da der Genuß von der Perspektive abhängt, die sich dem Geist auf den Tod hin öffnet, liegt es nahe, daß wir mogeln und versuchen, die Lust zu erreichen und uns dem Schrecken dabei so wenig wie möglich zu nähern. Die Bilder, die das Begehren erregen oder den

Orgasmus hervorrufen, sind gewöhnlich anrührig, zweideutig: ob sie nun auf den Schrecken oder den Tod zielen, immer tun sie es auf eine hinterhältige Weise. Sogar bei de Sade wird der Tod auf das *andere* projiziert, und das *andere* ist zunächst ein köstlicher Ausdruck des Lebens. Im Bereich der Erotik herrscht eindeutig die List. Das Objekt, das die Regung des Eros hervorruft, gibt sich als etwas anderes aus, als es ist. Und was die Materie des Erotismus betrifft, so haben die Asketen recht. Sie sagen von der Schönheit, daß sie die Falle des Teufels ist: in der Tat, nur die Schönheit vermag das Bedürfnis nach Ausschweifung, Gewaltamkeit und Schmach, die Wurzel der Liebe ist, erträglich zu machen. Ich kann hier nicht im einzelnen die Delirien untersuchen, deren Formen so vielfältig sind und von denen uns die reine Liebe heimtückischerweise nur mit der gewaltsamsten bekannt macht, die den blinden Überschwang des Lebens bis an die Grenzen des Todes treibt. Gewiß, die asketische Verurteilung ist plump, sie ist feige, sie ist grausam: aber sie ist Ausdruck des Zitterns, ohne das wir uns von der Wahrheit der Nacht entfernen. Es gibt keinen Grund, der sexuellen Liebe eine Bedeutung zuzuschreiben, die nur das gesamte Leben besitzt: aber wenn wir das Licht nicht bis dorthin tragen, wo die Nacht hereinbricht, wie wüßten wir dann, wir, die wir aus der Projektion des Seins auf den Schrecken hervorgegangen, ob die Liebe untergeht in der Brechreiz erregenden Leere, die sie *um jeden Preis* fliehen sollte . . .

Wahrlich, nichts wäre furchtbarer! Wie lächerlich müßten uns die Bilder der Hölle an den Kirchenportalen erscheinen! Die Hölle ist die Vorstellung der Schwäche, die Gott uns unfreiwillig von sich selber gibt. Aber auf der Stufenleiter des grenzenlosen Verderbens finden wir den Triumph des *Seins* wieder – das sich nur immer wieder mit dem Trieb in Übereinstimmung zu bringen braucht, der es vergänglich will. Das Sein fordert sich selbst zu dem furchtbaren Tanz auf, dessen Aussetzen der Rhythmus ist. Wir müssen ihn akzeptieren, wie er ist, nur müssen wir den Schrecken kennen, mit dem er harmoniert. Es gibt nichts Quälenderes, als wenn uns der Mut dazu fehlt. Der Augenblick der Qual wird nie ausbleiben: wie, wenn er ausbliebe, ihn überwinden? Aber das rückhaltlos – dem Tod, der Qual, der Freude – *geöffnete* Sein, das offene und sterbende, schmerz erfüllte und glückliche Wesen erscheint schon in seinem verhüllten Licht: dieses Licht ist göttlich. Und der Schrei, den dieses Wesen mit verzerrtem Mund – vielleicht verzerrt, aber doch – hervorbringt, ist ein unermessliches *Halleluja*, verloren in einem Schweigen ohne Ende.

Georges Bataille

Anmerkungen zum Vorwort

1. Ich möchte mich entschuldigen, wenn ich hier hinzufüge, daß diese Definition des Seins und des Exzesses philosophisch nur dort begründet werden kann, wo der Exzeß die Begründung überschreitet: der Exzeß ist gerade das, was es dem Sein vor allem anderen ermöglicht, über alle Grenzen zu treten: diese Grenzen erlauben es uns zu sprechen (auch ich spreche, aber beim Sprechen vergesse ich nicht, daß mir das Gesprochene nicht nur entgleiten wird, sondern mir ständig entgleitet). Diese methodisch geordneten Sätze sind möglich (sie sind es in einem weiten Maße, denn der Exzeß ist die Ausnahme, das Wunderbare, das Wunder . . .; und der Exzeß bezeichnet die Anziehung – die Anziehung, wenn nicht den Schrecken, *all das, was mehr ist, als es ist*, wobei die Unmöglichkeit die Voraussetzung ist. So daß ich also nie gebunden bin, mich niemals unterwerfe, sondern meine Souveränität wahre, die einzig mein Tod mir nehmen kann; er wird mir die Unmöglichkeit, in der ich mich befand, beweisen: mich auf ein Sein ohne Exzeß zu beschränken. Ich lehne das Wissen nicht ab, ohne das ich nicht schreiben könnte, aber meine Hand, die schreibt, *stirbt*, während sie schreibt, und durch den ihr gewissen Tod entgleitet sie den beim Schreiben akzeptierten Grenzen (akzeptiert von der Hand, die schreibt, aber abgelehnt von der, die stirbt).

2. Das wäre also die erste Theologie, die von einem Menschen vorgeschlagen wird, den das Gelächter erleuchtet und der sich anheischig macht, *nicht zu begrenzen, was nicht weiß, was die Grenze ist*. Merkt euch den Tag, an dem ihr von einem feurigen Kiesel lest, ihr, die ihr über den Schriften der Philosophen blaß geworden seid! Wie kann sich einer ausdrücken, der sie zum Schweigen bringt, wenn nicht auf eine Art, die sie nicht begreifen?

3. Ich könnte darüber hinaus darauf aufmerksam machen, daß der Exzeß das eigentliche Prinzip der sexuellen Fortpflanzung ist: tatsächlich wollte die *göttliche Vorsehung*, daß in ihrem Werk das Geheimnis lesbar bliebe! Kann dem Menschen denn nichts erspart werden? An dem gleichen Tag, da er bemerkt, daß ihm der Boden fehlt, wird ihm gesagt, daß dieses Fehlen im Plan der *Vorsehung* liege. Doch verdankte

er das Kind seiner Blasphemie, so hieße das: indem er Gott lästert und auf seine eigenen Grenzen spuckt, gelangt auch der Armseligste zum Genuß; indem er Gott lästert, ist er Gott. Ja, die *Schöpfung* ist unentwerrbar, sie läßt sich auf keine andere Bewegung des Geistes zurückführen als auf die Gewißheit, überschritten zu werden, zu überschreiten.

Hast du Angst vor allem, so lies dies Buch,
aber zuerst hör zu, was ich dir sage:
wenn du lachst, so nur, weil du Angst hast.
Ein Buch, meinst du, ist ein lebloses Ding.
Das ist möglich. Aber was, wenn du –
das gibt es doch – nicht lesen kannst?
Wirst du dich fürchten . . . ? Bist du allein?
Frierst du? Weißt du, bis zu welchem Grade
«du selbst» der Mensch bist?
Dumm? Und nackt?

MEINE ANGST IST ENDLICH ABSOLUT
UND SOUVERÄN.
MEINE TOTE SOUVERÄNITÄT LIEGT
AUF DER STRASSE.
UNGREIFBAR – UM SIE HERUM
DAS SCHWEIGEN DES GRABES –
GEDUCKT IN ERWARTUNG
DES FURCHTBAREN
UND DOCH LACHT IHRE TRAURIGKEIT
ÜBER ALLES.

An einer Straßenecke befiel mich die Angst, eine schmutzige und berauschte Angst begann mich zu zersetzen (vielleicht weil ich zwei Mädchen die Treppe zu einer Toilette hatte hinunterhuschen sehen). In solchen Momenten überkommt mich die Lust zu kotzen. Ich mußte mich dann nackt ausziehen oder die Mädchen, die ich begehre, nackt ausziehen: ihr feuchtes fades Fleisch würde mir Erleichterung verschaffen. Doch ich verfiel auf das armseligste Mittel: an der Theke bestellte ich einen Pernod und stürzte ihn herunter; ich ging von einer Kneipe zur anderen, bis . . . Die Nacht war hereingebrochen.

Ich begann in jenen verheißungsvollen Straßen umherzuirren, die vom carrefour Poissonnière zur rue Saint-Denis führen. Einsamkeit und Dunkelheit vollendeten meinen Rausch. Die Nacht in den verlassen Straßen war nackt, und ich wollte nackt sein wie sie: ich zog mir die Hose aus und legte sie über meinen Arm; am liebsten hätte ich die Frische der Nacht um meine Beine geschlungen; eine betäubende Freiheit trug mich dahin. Mir war, als sei ich gewachsen. In der Hand hielt ich mein steifes Glied.

(Mein Einstieg in den Stoff ist hart. Ich hätte das vermeiden und «glaubhaft» bleiben können. Dabei interessierte ich mich für Umwege. Aber es ist nun einmal so, der Anfang ist ohne Umweg. Ich fahre fort . . . noch härter . . .)

Ein Geräusch beunruhigte mich, ich zog meine Hose wieder an und lief weiter in Richtung der «Glaces»: dort war wieder Licht. Madame Edwarda, nackt, inmitten eines Schwarms von Mädchen, streckte die Zunge heraus. Sie war, für meinen Geschmack, hinreißend. Ich wählte sie: sie setzte sich zu mir. Kaum nahm ich mir die Zeit, dem Kellner zu antworten: ich zog Madame Edwarda an mich, die sich mir ganz überließ: unsere Münder trafen sich in einem kranken Kuß. Der Raum quoll über von Männern und Frauen, und das war die Wüste, in der das Spiel sich fortsetzte. Einen Augenblick glitt ihre Hand, ich barst wie eine Fensterscheibe, und ich erbebte in meiner Hose; ich spürte, wie Madame Edwarda, deren Hinterbacken in meinen Händen lagen, im gleichen Augenblick zerriß; und in ihren immer größeren, sich verdrehenden Augen war Schrecken, in ihrer Kehle ein langes Ersticken.

Ich mußte wieder daran denken, daß ich das Verlangen hatte, niederträchtig zu sein, oder vielmehr, daß ich es mit aller Gewalt hätte sein müssen. Durch das Gewoge der Stimmen, der Lichter, des Rauches hindurch vernahm ich Gelächter. Aber nichts zählte mehr. Ich schloß Edwarda in meine Arme, sie lachte mich an: in meiner Befangenheit empfand ich sogleich einen neuen Schock, eine Art eisigen Schweigens fiel von oben auf mich herab und ließ mich erstarren. Ich fühlte mich emporgehoben inmitten einer Schar von Engeln, die weder Körper noch Kopf hatten, die nur aus dem Gleiten von Flügeln bestanden, aber es war ganz einfach: ich war unglücklich und fühlte mich verlassen, wie man sich verlassen fühlt in der Gegenwart GOTTES. Das war schlimmer und wahnwitziger als Trunkenheit. Und anfangs überkam mich Traurigkeit bei dem Gedanken, daß diese Größe, die da auf mich herabkam, mich der Freuden beraubte, die ich mit Edwarda zu genießen hoffte.

Ich fand mich albern: wir, Edwarda und ich, hatten kaum zwei Worte gewechselt. Einen Moment lang empfand ich ein großes Unbehagen. Ich hätte nichts über meinen Zustand sagen können: unter Stimmenlärm und Lichtern brach die Nacht über mich herein! Ich wollte den Tisch umwerfen, alles umstoßen: der Tisch rührte sich nicht, er war am Fußboden befestigt. Etwas Lächerlicheres kann einem Mann nicht passieren. Alles war plötzlich verschwunden, der Raum und Madame Edwarda. Nur die Nacht . . .

Aus diesem Stumpfsinn riß mich eine allzu menschliche Stimme heraus. Die Stimme Madame Edwardas, sie war, wie ihr graziler Körper, obszön:

– Willst du meine Falle sehen? fragte sie.

Beide Hände an den Tisch geklammert, drehte ich mich zu ihr herum. Sitzend hielt sie das eine abgespreizte Bein hoch: um die Spalte besser öffnen zu können, zog sie die Haut mit beiden Händen auseinander. So schaute mich Edwardas «Falle» an, behaart und rosa, voller Leben wie ein abstoßender Krake.

Leise stotterte ich:

– Warum tust du das?

– Siehst du, sagte sie, ich bin GOTT . . .

– Ich bin wahnsinnig . . .

– Nein, nein, du mußt hersehen: sieh her!

Ihre rauhe Stimme wurde sanft, sie wurde fast kindlich, um mir matt und mit dem Lächeln grenzenloser Hingabe zu sagen: «Ich habe es sehr genossen!»

Aber sie hatte ihre aufreizende Haltung nicht aufgegeben. Sie befahl:

– Küsse es!

– Aber . . . protestierte ich, vor den Leuten?

– Natürlich!

Ich zitterte: ich sah sie an. Sie blieb unbewegt und lächelte mir so sanft zu, daß ich zitterte. Schließlich kniete ich nieder, ich schwankte, und ich legte meine Lippen auf die lebendige Wunde. Ihr nackter Schenkel liebte mein Ohr: mir war, als hörte ich das Rauschen einer Meereswoge, das gleiche Geräusch, das man vernimmt, wenn man das Ohr an eine große Muschel legt. In der Absurdität des Bordells und der Wirrnis um mich her (ich kam mir vor wie erstickt, ich war rot, ich schwitzte) blieb ich allein, seltsam schwebend, so als hätten Edwarda und ich uns in einer stürmischen Nacht am Meer verirrt.

Dann hörte ich eine andere Stimme, die von einer kräftigen und schönen, ehrbar gekleideten Frau kam:

– Kinder, verkündete die männlich wirkende Stimme, ihr müßt nach oben gehen.

Die Kassiererin nahm mein Geld, ich erhob mich und folgte Madame Edwarda, deren ruhige Nacktheit den Raum durchquerte. Doch dieses einfache Durchqueren, an den von Mädchen und Kunden überfüllten Tischen vorbei, dieser plumpe Ritus der «Dame, die nach oben geht», während der Mann, der mit ihr schlafen will, ihr auf den Fersen folgt, war für mich in diesem Moment von halluzinatorischer Feierlichkeit: die Absätze Madame Edwardas auf dem Fliesenboden, der wiegende Gang dieses langen obszönen Körpers, der herbe Geruch der Frau, die ausgesogen von mir, diesen weißen Körper genoß . . . Madame Edwarda schritt vor mir her . . . auf Wolken. Die lärmende Gleichgültigkeit in dem Raum gegenüber ihrem Glück, der gemessenen Schwere ihrer Schritte war königliche Weihe und Blumenfest: der Tod selbst war auf diesem Fest zugegen, insofern als die Nacktheit des Bordells nach dem Messer des Schlächters ruft.

die Spiegel,
welche die Wände bedeckten und aus denen auch die Decke des Raumes
zusammengesetzt war, vervielfältigten das animalische Bild einer Paar-
ung: bei der leichtesten Bewegung öffneten sich unsere gesprengten
Herzen der Leere, in der uns die Unzahl unserer Spiegelbilder zugrun-
de richtete.

Am Ende überschlug uns die Lust. Wir standen auf und betrachteten
uns ernst. Madame Edwarda bezauberte mich, nie hatte ich ein hüb-
sches Mädchen gesehen – nie ein nackteres. Ohne mich aus den
Augen zu lassen, holte sie aus einer Schublade weiße Seidenstrümpfe
hervor: sie setzte sich auf das Bett und zog sie an. Der Rausch der
Nacktheit beherrschte sie: abermals spreizte sie die Beine und öffnete
sich; die herbe Nacktheit unserer beiden Körper stieß uns in die gleiche
Erschöpfung des Herzens. Edwarda zog einen weißen Bolero über,
verberg ihre Nacktheit unter einem Domino: die Kapuze des Dominos
bedeckte ihren Kopf, eine Maske mit einem Bart aus Spitzen verberg ihr
Gesicht. In dieser Verkleidung entwand sie sich mir und sagte:
– Komm, laß uns hinausgehen!

– Aber . . . darfst du denn ausgehen? fragte ich sie.

– Schnell, Fifi, antwortete sie vergnügt. Du kannst doch nicht nackt auf
die Straße!

Sie gab mir meine Sachen, half mir, mich anzuziehen, machte sich dabei
aber einen Spaß daraus, zwischen ihrem und meinem Fleisch einen
hinterhältigen Austausch fortzusetzen. Wir stiegen eine schmale Trep-
pe hinunter, auf der uns ein Kammermädchen entgegenkam. In der
jäh Dunkelheit der Straße wunderte ich mich, daß die schwarz ver-
hüllte Edwarda zu entfliehen suchte. Sie ging mit eiligen Schritten,
entschlüpfte mir immer wieder: die Maske, die ihr Gesicht verberg,
machte sie zum Tier. Es war nicht kalt, und doch fröstelte ich. Edwarda
fremd, ein gestirnter Himmel, leer und irr, über unseren Köpfen: ich
glaubte zu taumeln, aber ich ging weiter.

Zu dieser nächtlichen Stunde war die Straße verlassen. Böse und ohne
ein Wort zu sagen, rannte Madame Edwarda mir plötzlich davon. Die
Porte Saint-Denis tauchte vor ihr auf: sie hielt inne. Ich hatte mich nicht
gerührt: regungslos wie ich wartete Edwarda unter dem Tor, in der
Mitte des Durchgangs. Sie war schwarz, schwarz von oben bis unten,
nichts weiter, beängstigend wie ein Loch: ich begriff, daß sie nicht
lachte, und auch, daß sie unter dem Kostüm, das sie verhüllte, jetzt
buchstäblich abwesend war. Da wußte ich – aller Rausch war verflogen
–, daß SIE nicht gelogen hatte: sie war GOTT. Ihre Gegenwart hatte die
undurchschaubare Einfachheit eines Steins: inmitten der Stadt hatte ich
das Gefühl, die Nacht im Gebirge zu sein, umgeben von Einsamkeiten
ohne Leben.

Ich fühlte mich befreit von IHR – ich war allein vor diesem schwarzen
Stein. Ich zitterte, ich ahnte, daß da vor mir das Verlassenste war, das
auf der Welt existiert. Dabei entging mir durchaus nicht das komische
Grauen meiner Situation: die, deren Anblick mich jetzt erstarren ließ,
war einen Augenblick vorher . . . Die Verwandlung war wie ein Gleiten
gewesen. In Madame Edwarda hatte die Trauer – eine Trauer ohne
Schmerz und ohne Träne – ein leeres Schweigen vorüberziehen lassen.
Und doch, ich wollte wissen, diese Frau, eben noch so nackt, die mich
lustig »Fiffi« genannt hatte . . . Ich überquerte die Straße, meine Angst
gebot mir, stehenzubleiben, aber ich ging weiter.

Sie glitt fast, stumm wich sie in Richtung auf den linken Pfeiler zurück.
Ich war noch zwei Schritte von diesem monumentalen Stadttor ent-
fernt: als ich unter den steinernen Bogen trat, verschwand der Domino
lautlos. Ich horchte, atmete nicht mehr. Ich wunderte mich, daß ich so
klar sah: als sie davonrannte, hatte ich gewußt, daß sie mit aller Kraft
rennen, unter den Bogen stürzen mußte; und als sie stehenblieb, wußte
ich, daß sie in einer Art Abwesenheit schwebte, fern, jenseits allen
denkbaren Gelächters. Ich sah sie nicht mehr: eine Totenfinsternis sank
vom Gewölbe herab. Ohne einen Moment daran gedacht zu haben,
«wußte» ich, daß jetzt eine Zeit der Agonie begann. Ich willigte ein, ich
begehrte zu leiden, weiterzugehen, immer weiter, würde ich am Ende
auch kraftlos und niedergeschlagen sein, bis zur «Leere» selbst. Ich
kannte, ich wollte kennenlernen, begierig auf ihr Geheimnis, ohne
einen Augenblick daran zu zweifeln, daß der Tod in ihr herrschte.

Ich seufzte unter dem Gewölbe und erschrak, ich lachte:

– Nur Menschen dürfen das Nichts dieses Bodens durchschreiten!

Ich bebte bei der Vorstellung, daß sie fliehen, für immer verschwinden

könnte. Ich bebt, ich akzeptierte es, doch wenn ich es mir vorstellte, wurde ich verrückt: ich stürzte los, ich lief um den Pfeiler herum. Ebenso schnell lief ich um den rechten Pfeiler herum: sie war verschwunden, aber ich konnte es nicht glauben. Niedergedrückt blieb ich vor dem Tor stehen, und in meiner Verzweiflung trat ich ein, als ich auf der anderen Seite des Boulevards, regungslos, den Domino erblickte, der in dem tiefen Schatten kaum zu erkennen war: Edwarda stand aufrecht da, noch immer spürbar abwesend, vor den aufgereihten Stühlen einer Café-Terrasse. Ich ging auf sie zu: sie schien von Sinnen, kam offenbar aus einer anderen Welt und wirkte in den Straßen weniger wie ein Gespenst als wie ein verspäteter Nebel. Sachte wich sie zurück, bis sie gegen einen der Tische der leeren Terrasse stieß.

So als hätte ich sie aufgeweckt, sagte sie mit lebloser Stimme:
– Wo bin ich?

Verzweifelt wies ich auf den leeren Himmel über uns. Sie schaute hinauf: eine Weile verharrte sie so, die Augen unter der Maske leer, verloren unter den Gefilden der Sterne. Ich stützte sie: krankhaft hielten ihre beiden Hände den Domino geschlossen. Sie begann sich zuckend zu krümmen. Sie hatte Schmerzen, ich glaubte, sie weinte, aber es war, als ob die Welt und die Angst in ihr erstickten, ohne sich in Tränen auflösen zu können. Von einem dunklen Widerwillen ergriffen, ließ sie mich stehen, stieß mich zurück; plötzlich von Sinnen, stürzte sie los, hielt brüsk inne, ließ den Stoff des Dominos wirbeln, zeigte ihre Hinterbacken, indem sie mit einem Ruck den Hintern in Positur brachte, dann kam sie wieder zu sich und fiel über mich her. Ein Sturm von Wildheit brachte sie in Wallung: wütend schlug sie mich ins Gesicht, sie schlug mit geballten Fäusten, in sinnloser Kampflust. Ich stolperte, und ich fiel hin, sie rannte fliehend davon.

Ich hatte mich noch nicht wieder ganz erhoben, ich kniete noch auf dem Boden, da kehrte sie um. Sie brüllte mit krächzender, unmöglicher Stimme, sie schrie zum Himmel, und ihre Arme schlugen vor Entsetzen um sich.

– Ich ersticke, heulte sie, aber du, du falscher Priester, ICH SCHEISSE AUF DICH . . .

Die Stimme erstarb schließlich in einer Art Röcheln. Edwarda streckte die Hände aus, um zu erwürgen . . . und brach zusammen.

Wie ein Stück von einem Regenwurm wand sie sich auf der Erde, von Atemkrämpfen geschüttelt. Ich beugte mich über sie und mußte ihr die Spitze der Maske vom Gesicht ziehen, die sie in den Mund zerrte und mit den Zähnen zerriß. Die Raserei ihrer Bewegungen hatte sie bis zum Vlies entblößt; ihre Nacktheit hatte jetzt die Bedeutungslosigkeit und zugleich die Bedeutungsschwere der Kleider einer Toten. Das Seltsame – und das Beängstigende – war das Schweigen, in das Madame Edwarda verschlossen blieb: ihr Leiden machte jedes Wort unmöglich, und ich vertiefte mich in diese Ausweglosigkeit – in diese Nacht des Herzens, die nicht weniger verlassen und nicht weniger feindselig war als der leere Himmel. Die Fischsprünge ihres Körpers, die gemeine Wut, von der ihr böses Gesicht gezeichnet war, glühten das Leben in mir aus und zerbrachen und erschöpften es bis zum Ekel.

(Ich erkläre mich: es ist müßig, den Anteil der Ironie bestimmen zu wollen, wenn ich von Madame Edwarda sagte, daß sie GOTT ist. Aber daß GOTT eine Prostituierte in einem Bordell sei und eine Verrückte, dafür hat die Vernunft keinen Sinn. Schlimmstenfalls bin ich glücklich, daß man über meine Traurigkeit lachen kann: nur der versteht mich, dessen Herz unheilbar verwundet ist, von einer Wunde, von der niemand je wieder genesen wollte . . .; und wer, der verwundet ist, würde es akzeptieren, an einer anderen als jener Wunde zu «sterben»?)

Das Bewußtsein der Heillosigkeit war damals in jener Nacht, als ich neben Edwarda kniete, nicht weniger klar und nicht weniger eisig als zur Stunde, da ich schreibe. Ihr Leiden war in mir wie die Wahrheit eines Pfeils: man weiß, er dringt ins Herz, und mit ihm der Tod; in der Erwartung des Nichts hat das, was fortbesteht, die Bedeutung von Schlacken, bei denen mein Leben vergebens verweilt. Angesichts eines so schwarzen Schweigens erlebte ich in meiner Verzweiflung einen tiefen Fall; Edwardas Verrenkungen entrissen mich mir selbst und stürzten mich mitleidlos in ein schwarzes Jenseits, so wie man den Verurteilten dem Henker überantwortet.

Wenn der zum Henkertod Verurteilte nach unendlicher Wartezeit an dem großen Tag zu der Richtstätte kommt, wo das Furchtbare sich vollziehen soll, beobachtet er die Vorbereitungen; sein Herz schlägt zum Zerspringen: in seinem eingeengten Gesichtskreis erhält jeder Gegenstand, jedes Gesicht eine schwerwiegende Bedeutung und trägt dazu bei, den Schraubstock anzuziehen, dem er nun nicht mehr entrinnen kann. Als ich sah, wie Madame Edwarda sich auf der Erde krümmte, geriet ich in einen vergleichbaren Zustand der Absorption, doch die Verwandlung, die in mir geschah, schloß mich nicht ein, isolierte mich nicht: der Horizont, vor den Edwardas Unglück mich stellte, floh wie ein von Angst getriebenes Etwas; zerrissen und zersetzt, spürte ich eine Regung von Gewalt, die daher rührte, daß ich mich, da ich böse wurde, selber haßte. Das schwindelerregende Gleiten, das mich zugrunde richtete, hatte mir ein Feld der Gleichgültigkeit eröffnet; es ging nicht mehr um Sorge, um Verlangen: die ausdörrende Ekstase des Fiebers entstand jetzt aus der absoluten Unmöglichkeit, innezuhalten.

(Es ist enttäuschend, wenn ich hier meine Blöße zeigen muß, mit Worten spielen, mich mit der Schwerfälligkeit von Sätzen behelfen muß. Wenn keiner das, was ich sage, auf seine Nacktheit reduziert, ihm seine Verkleidung und seine äußere Form abreißt, dann schreibe ich vergeblich. [Ich weiß ohnehin sehr wohl, daß meine Anstrengung verzweifelt ist: der Blitz, der mich blendet – und der mich erschlägt –, hat offenbar nur meine Augen blind gemacht.] Madame Edwarda ist jedoch nicht das Gespenst eines Traums, ihr Schweiß hat mein Taschentuch genäßt: bis dahin, wohin ich, von ihr geführt, gelangte und ich sie meinerseits führen wollte. Dieses Buch hat ein Geheimnis, ich muß es verschweigen: es reicht weiter als alle Worte.)

Schließlich klang die Krise ab. Eine Weile dauerte der Krampf noch an, aber er war nicht mehr so von Wut geladen: sie kam wieder zu Atem, ihre Züge entspannten sich, hörten auf, häßlich zu sein. Am Ende meiner Kräfte, streckte ich mich für einen kurzen Augenblick auf dem Pflaster neben ihr aus. Ich deckte sie mit meinen Kleidern zu. Sie war nicht schwer, und ich beschloß, sie zu tragen: der Taxistand am Boulevard war in der Nähe. Leblos hing sie in meinen Armen. Der Weg brauchte Zeit, ich mußte dreimal innehalten; inzwischen kehrte sie zum Leben zurück, und als wir ankamen, wollte sie wieder allein gehen: sie machte einen Schritt und taumelte. Ich hielt sie, sie stieg, von mir gestützt, ins Auto. Sie sagte mit schwacher Stimme:

– . . . noch nicht . . . er soll warten . . .

Ich bat den Chauffeur, noch nicht loszufahren; außer mir vor Erschöpfung, stieg ich ein und ließ mich neben Edwarda fallen.

Wir verharrten lange in Schweigen, Madame Edwarda, der Chauffeur und ich, regungslos auf unseren Sitzen, so als führe der Wagen.

Edwarda sagte schließlich zu mir:

– Er soll zu den Markthallen fahren.

Ich sprach mit dem Chauffeur, der den Wagen in Gang setzte.

Er fuhr durch dunkle Straßen. Still und gemächlich knüpfte Edwarda die Schnüre ihres Dominos auf, der an ihr herunterglitt, die Maske hatte sie nicht mehr; sie zog den Bolero aus und sagte leise vor sich hin:

– Nackt wie ein Tier.

Mit einem Klopfen gegen die Scheibe hielt sie den Wagen an und stieg aus. Sie trat zu dem Chauffeur heran, so nahe, bis sie ihn berührte, und sagte:

– Du siehst . . . ich bin nackt . . . komm.

Der regungslose Chauffeur betrachtete das Tier: sie war einen Schritt zurückgetreten und hatte das eine Bein hochgehoben, sie wollte, daß er die Spalte sah. Ohne ein Wort zu sagen und ohne Hast stieg der Mann von seinem Sitz herunter. Er war kräftig und grob. Edwarda umschlang ihn, bemächtigte sich seines Mundes und machte sich mit der einen Hand an seiner Hose zu schaffen, die an den Beinen herunter zu Boden glitt. Sie sagte zu ihm:

– Komm mit ins Auto.

Er setzte sich neben mich. Sie folgte ihm, hockte sich auf ihn und ließ lüstern mit der Hand den Chauffeur in sich hineingleiten. Ich saß bewegungslos da und schaute zu; sie machte langsame, hinterhältige Bewegungen, die ihr offenbar eine schrille Lust verschafften. Der andere antwortete, er gab sich brutal mit seinem ganzen Körper: aus der

Intimität, der Entblößung dieser beiden nackten Körper entstanden, erreichte ihre Umarmung nach und nach den Grad des Exzesses, wo das Herz aussetzt. Der Chauffeur war keuchend zurückgesunken. Ich machte die Innenlampe des Wagens an. Edwarda, aufrecht, rittlings auf dem Mann, den Kopf zurückgeworfen, mit hängendem Haar. Während ich ihren Nacken stützte, sah ich ihre weißen Augen. Sie wölbte sich über der Hand, die sie stützte, und die Anspannung verstärkte ihr Röcheln. Ihre Augen fanden zurück, und im gleichen Moment schien sie sich zu beruhigen. Sie erblickte mich: ihr Blick in jenem Moment sagte mir, daß sie aus dem Unmöglichen zurückkam, und ich gewährte auf dem Grunde ihrer selbst eine schwindelnde Festigkeit. Das Naß, das sie an der Wurzel überschwemmte, schoß in ihren Tränen wieder hervor. Die Liebe war in diesen Augen erloschen, sie strahlten die Kälte der Morgenröte aus, eine Transparenz, in der ich den Tod las. Alles war in diesen traumverlorenen Blick eingewoben: die nackten Körper, die Finger, die das Fleisch öffneten, meine Angst und die Erinnerung an den Speichel auf den Lippen, da war nichts, das nicht beitrug zu diesem blinden Hinableiten in den Tod.

Die Lust Edwardas – Quelle lebendiger Wasser, die sie durchfloß und ihr das Herz zerriß – dehnte sich auf ungewöhnliche Weise: der Fluß der Wollust hörte nicht auf, ihr Dasein zu verherrlichen, ihre Nacktheit nackter zu machen, ihre Schamlosigkeit schändlicher. Der Leib und das Gesicht in Ekstase, einem unsagbaren Gurren hingegeben, lächelte sie in ihrer Sanftheit ein zerbrochenes Lachen: sie sah mich in der Tiefe meiner Dürre; und ich spürte, wie der Sturm ihrer Freude sich vom Grunde meiner Traurigkeit befreite. Meine Angst widersetzte sich der Lust, die ich hätte haben wollen: die schmerzhafteste Lust Edwardas gab mir das verzehrende Gefühl eines Wunders. Meine Not und mein Fieber schienen mir belanglos, aber sie waren das, was ich besaß, das einzige in mir, das der Ekstase jener Frau antworten konnte, die ich auf dem Grunde eines kühlen Schweigens «mein Herz» nannte.

Letzte Schauer ergriffen sie, langsam entspannte sich dann ihr noch schäumender Körper: auf dem Rücksitz des Taxis hatte der Chauffeur sich nach der Liebe zurückgewälzt. Ich hatte nicht aufgehört, Edwardas Nacken zu stützen: der Knoten löste sich, ich half ihr, sich auszustrecken, trocknete ihr den Schweiß. Mit toten Augen ließ sie es geschehen. Ich hatte das Licht wieder gelöscht: sie schlief halb ein, wie ein Kind. Der gleiche Schlaf machte uns schwer, Edwarda, den Chauffeur und mich.

(Weitererzählen? Ich hatte es gewollt, aber ich pfeife darauf. Es interes-

siert nicht. Ich sage, was mich beim Schreiben bedrückt: ist es denn alles absurd? Oder hat es einen Sinn? Ich werde krank, wenn ich darüber nachdenke. Ich wache morgens auf – genau wie Millionen – Mädchen und Jungen, Säuglinge, Greise – der Schlaf ist für immer verschweicht . . . Mein Erwachen und das dieser Millionen, hat es einen Sinn? Einen verborgenen Sinn? Offensichtlich ist er verborgen! Aber wenn nichts einen Sinn hat, kann ich mich noch so sehr bemühen: ich werde zurückschrecken, mir mit Listen weiterhelfen. Ich sollte aufgeben und mich dem Unsinn verkaufen: er ist für mich der Henker, der mich quält und der mich tötet, ohne einen Schatten Hoffnung. Aber wenn es nun einen Sinn gäbe? Heute kenne ich ihn nicht. Und morgen? Was weiß ich? Ich kann mir keinen Sinn vorstellen, der nicht «meine» Hinrichtung bedeutete, soweit bin ich mir wohl im klaren. Und für den Augenblick: Nonsens! Monsieur Nonsens schreibt, er weiß, daß er verrückt ist: das ist grauenhaft. Aber seine Verrücktheit, dieser Unsinn – wie er mit einem Schlag «ernst» geworden ist: – sollte gerade da «der Sinn» sein? [Nein, Hegel hat nichts zu tun mit der «Apotheose» einer Verrückten . . .] Mein Leben hat nur unter der Voraussetzung Sinn, daß ich es verfehle; laßt mich verrückt sein: begreife, wer kann, begreife, wer stirbt . . . ; also existiert der Mensch nicht wissend, warum, und zitternd vor Kälte . . . ; die Unendlichkeit, die Nacht umschließen ihn, und er ist eigens da, um . . . «nicht zu wissen». Und GOTT? Was soll ich über ihn sagen, meine Herren Schönredner, meine verehrten Gläubigen? – Gott, weiß wenigstens er es? GOTT, wenn er «wüßte», wäre ein Schwein.* Herr [ich rufe dich an in meiner Not, «mein Herz»], befreie mich, blende die anderen! Sollte ich die Geschichte weitererzählen?)

Ich habe geendet.

Aus dem Schlaf, der uns kurze Zeit auf dem Rücksitz des Taxis verharren ließ, bin ich krank erwacht, als erster . . . Der Rest ist Ironie, langes Warten auf den Tod . . .